

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Schweizerische Lehrerinnenzeitung**

Band (Jahr): **53 (1948-1949)**

Heft 1

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Wenn die Gewohnheit auch die Grundlage der Charakterbildung sein muß, wenn es keine sittliche Persönlichkeit ohne gute Gewohnheiten gibt, so machen doch Gewöhnung und Gewohnheit den sittlichen Menschen nicht aus. Niemals darf die Gewöhnung an Stelle der Gefühlsbildung, der Denk- und Willensschulung treten. Sie soll nicht Meister, sondern nur helfender Diener der Charakterbildung sein. Sie schafft die Voraussetzung, den Boden für eigenes Denken, eigenes Schaffen. Ihr Bezirk ist aber beschränkt auf Fragen der Hygiene, des Umgangs mit Dingen, auf Sitten und Gebräuche. Entscheidungen dürfen nicht gewohnheitsmäßig getroffen werden, die Arbeit soll nicht zur Routine werden. Im Umgang mit Menschen darf die Gewohnheit nicht das Miterleben, die Mitfreude, das Mitleid zum Verstummen bringen. Die lebendigen, fühlenden Kräfte dürfen nicht ausgeschaltet werden. Tiefste Erlebnisse religiöser, ästhetischer und sozialer Art sollen nicht gewöhnlich werden. Die Gefahr besteht, daß die Trägheitskräfte, welche durch gute Gewöhnung überwunden werden, sich gerade dort wieder einnisten und damit der Lebensgestaltung, der Entfaltung der Persönlichkeit hindernd im Wege stehen. Zum Menschsein gehört auch das Sich-Iosreißen-Können von lieb gewordenen Gewohnheiten, das Sich-Einstellen auf neue Entwicklungsmöglichkeiten im Sinne des Wortes von Hermann Hesse:

Kaum sind wir heimisch einem Lebenskreise
Und treulich eingewohnt, so droht Erschlaffen,
Nur wer gewohnt zum Aufbruch ist und Reise
Mag lähmender Gewöhnung sich entrafen.

Vorabdruck aus dem « Lexikon der Pädagogik », das voraussichtlich im Laufe des nächsten Jahres im Verlag A. Francke, Bern, erscheinen wird.

VOM BÜCHERTISCH

Die Redaktion übernimmt für eingegangene Rezensionsexemplare weder eine Besprechungs- noch Rücksendungsverpflichtung

Naturwissenschaft und Gottesglaube, von Dr. med. E. Lejeune, Kölliken. Verlag Paul Haupt, Bern, 1948.

Der Verfasser versucht von den Naturwissenschaften aus einen Zugang zu finden zu der Welt des Geistigen und des Religiösen. Seine sympathische Schrift erhärtet die Wahrheit des als Motto an den Anfang gestellten Wortes von Newton: « Ein begrenztes Maß von Wissen führt von Gott weg, ein erhöhtes aber wieder in Gott zurück. » Als begrenztes Maß von Wissen wird das naturwissenschaftliche Weltbild dargestellt, zu dem Kopernikus, Galilei und Kepler den Grund gelegt, dem die titanische Zeitepoche der Technik der Neuzeit Gestalt und Färbung gegeben haben. Was früher Wunder, Zufall, Ausdruck und Beweis eines göttlichen Eingreifens erschienen war, das wiesen die physikalischen und chemischen Wissenschaften als zwangsläufige, vorausschaubare Folgen bekannter Naturgesetze nach. Das kausale Denken triumphierte überall, auch in der Biologie, auch in der Psychologie, es war kein Platz mehr für einen lebendigen Gott. Damit verlor das menschliche Leben für viele Menschen seinen ewigen Sinn und Wert. Der Verfasser sieht im totalen Krieg eine Konsequenz unserer eigenen Orientierung am Materiellen und Vergänglichen, unserer bewußten oder unbewußten Abwendung vom Geistigen, unserer Abkehr von Gott und seinen Geboten. Diesem rein materialistisch atomistischen Weltbild, das die Menschheit an den Rand des Abgrundes geführt hat, stellt Dr. Lejeune ein geistiges gegenüber, eine Welt der Schönheit, Wahrheit, Güte und Gerechtigkeit. Aber als Naturforscher leidet er schwer unter dem Gegensatz zwischen dem naturwissenschaftlichen und dem rein geistigen Weltbild. So geht er sorgfältig den Forschungen der letzten 4—5 Jahrzehnte nach, die zu Erkenntnissen geführt haben, welche die Grundlagen des materiellen Denkens völlig erschüttern: der Einsteinschen Relativitätstheorie, den neuen Erkenntnissen über die Doppelnatur des Lichtes und über

den Aufbau der Atome. Für ihn ist damit die Vorherrschaft der Materie gefallen: « Die Materie, bisher das Allerfesteste, Grundlage aller Wirklichkeit, die alles Geistige als unwirkliche Illusion erklären ließ, ist entmaterialisiert, aufgelöst in ein System aufeinander einwirkender Energien, ist selbst nur Ausdruck unsubstantieller Energie geworden. » « Das Weltbild fängt an, mehr einem großen Gedanken als einer großen Maschine zu gleichen. » Die Möglichkeit weiterer andersartiger Denkräume und Daseinssphären tut sich auf.

Für den an die « Maulwurfsebene des Dinglichen », an das Weltgebäude des Naturwissenschaftlers gebannten Arzt bedeutet es somit eine große Befreiung und Beglückung, daß dieses Gebäude in seinen Grundfesten erschüttert worden ist. Das gibt ihm die Gewißheit, daß auf unsere Frage nach Wesen, Sinn und Ziel unseres Daseins nur von den Dimensionen des Nichtdinglichen, Transzendenten aus eine sinnvolle Antwort erwartet werden darf. So kommt er zu einer neuen Bejahung des menschlichen Geisteslebens. Die geistigen Werte sind ihm Hinweis auf Größeres, das dahintersteht, auf die Ureinheit der vollkommenen Liebe, auf Gott. Die Grenzen zwischen Wissen und Glauben sind durch die moderne Naturwissenschaft hinausgeschoben, der Grenzzaun ist erniedrigt. Von den Dimensionen des Geistigen aus wird nun auch die Bestimmung des Menschen klar. « Er ist hineingestellt in Zusammenhänge einer ewigen wirklichen Welt des Geistes, er ist geschaffen auf ein gottgewolltes Ziel hin und nicht für eine in Unendlichkeit oder Vernichtung planlos hinausrollende Entwicklung. »

Auch für diejenigen, die den weiten Umweg über das naturwissenschaftliche Denken nicht mitgemacht haben, die sich auch in Zeiten der Hochblüte des Materialismus von diesem fernhalten konnten, wirkt die Schrift überzeugend und beglückend. Vor allem das Schlußwort: « Uns Menschen schuf Gott in der Gewißheit seines Sieges nicht zu Robotern und Automaten des Guten, sondern zu selbstverantwortlichen Wesen seiner Art nach seinem Ebenbilde. Kampfgenossen Gottes sollen wir werden im Kampfe gegen das Böse, Bauleute und Werkzeuge seines Willens zu sein beim Bau seines Reiches der Liebe und der Wahrheit wird der Sinn unseres Daseins. »

A. St.

FÜR DIE SCHULSTUBE

Von der Schriftrolle zum Buch

Das *Schreibtäfelchen* der Römer, ein mit einer Wachsschicht ausgegossenes Brettchen, war auch noch im ganz frühen Mittelalter im Gebrauch. Doch diente es wie schon immer dem Tagesbedürfnis, als Notizbuch, oder, das Geschriebene nach innen gekehrt und das Ganze gleich einem Paketchen verknotet und versiegelt, als Brief. Gewichtige Dinge aber setzte man von jeher auf eine eigens zu diesem Zwecke zugerichtete Schafshaut, auf *Pergament*, was freilich schon im Altertum, zumal bei längern Schriftstücken, ein teurer Spaß war. Kein Wunder, wenn insbesondere Gelehrte und Dichter sich nach Ersatz umsahen. Als solcher ließ sich denn in der Tat der bastartige *Papyrus* verwerten, der in Ägypten aus der Papyrusstaude gewonnen wurde. Mit einer aus Rohr geschnittenen Feder und mit roter oder schwarzer Tinte schrieben die Römer die Werke ihrer Wissenschaft und Dichtkunst auf Papyrus, von welchem je nach Bedarf Stück an Stück geleimt wurde. Rollen von vielen Metern waren keine Seltenheit. An deren einem Ende wurde ein Stäbchen festgemacht, um welches das fertige « Buch » gerollt werden konnte. Mehrere Rollen zusammen, sozusagen die einzelnen Bände des Werkes, wurden in einem hölzernen Behälter aufbewahrt. In solch einer *Kapsel* (capsae), mit Deckel und Tragband versehen, verwahrte auch der römische Schuljunge seine Schriftrollen. Zur Schule brachte sie ihm alltäglich ein Sklave, ein Dienst, der diesem den Namen Capsarius eintrug.

Die Schriftrollen des Altertums, die die Jahrhunderte der Völkerwanderung überdauerten — und fast ein Zufall ist es zu nennen, wenn